

USA

Zu den Gebrechen in Tim Weiners *CIA*-Geschichte zählt die wiederholte Anführung des US-Albtraums **Pearl Harbor**, ohne diesem jemals auf den Zahn zu fühlen. Der berüchtigte japanische »Überraschungsangriff« (so auch *Brockhaus*) vom 7. Dezember 1941 auf den hawaiischen US-Flottenstützpunkt geht damit als bare Münze durch. Er zerstörte die Flotte und sorgte für rund 2.500 Tote. Nebenbei bestand die Flotte »zufällig« zu einem Gutteil aus veralteten Schiffen, die ohnehin bald ausgemustert worden wären. In Wahrheit hatte es sich keineswegs um eine Überraschung gehandelt, jedenfalls nicht für die Bosse im Weißen Haus, Washington D.C. Das deutet sogar *Brockhaus* zaghaft an, wenn er seinen Eintrag mit dem Hinweis schließt, der »im einzelnen kontrovers diskutierte Vorgang (z.B. hinsichtlich der Frage, ob Angriffsort und -zeitpunkt der US-Regierung bekannt waren)« habe in den Staaten »zu einmütiger Unterstützung der Politik des Präsidenten F. D. Roosevelt« geführt. Es war um das Eingreifen in den Zweiten Weltkrieg gegangen. Die US-Rüstungsbosse und ihre weiße Pappnase Roosevelt wünschten es – und da die brutale Falle auf Haweei funktionierte, bekamen sie es auch.

Diese Sicht wurde um 2000 entschieden durch ein dickes Buch des nordamerikanischen, kriegserfahrenen Journalisten Robert B. Stinnett untermauert.* Spätestens damit dürfte sie unwiderlegbar sein. Eine gute Zusammenfassung des Werkes lieferte das Online-Magazin *Schattenblick* im Erscheinungsjahr der deutschen Ausgabe 2003. Deren Autor merkt auch an, die damals mächtige US-Friedensbewegung sei als »Isolationismus«, als »krankhaft« also verteufelt worden. Deshalb mußte der Elektroschock *Pearl Harbor* her. Was in der Besprechung weitgehend fehlt, sind die breitgefächerten Kriegsinteressen der USA.** Dieses Versäumnis des Rezensenten gilt freilich mehr noch für Buchautor Stinnett, der im Grunde, gerade so wie Tim Weiner, ein braver Yankee ist. Nennt der Rezensent Stinnets Werk »ungemein spannend«, kann ich nur bedingt beipflichten. Meines Erachtens ist es, für Laien, viel zu ausführlich und dadurch streckenweise langatmig geraten. Das schließt unnötige Wiederholungen ein. Jedenfalls hätte ich viele Einzelheiten und Belege kurzerhand in den Anhang (für Fachleute) verbannt. Damit will ich freilich nicht an Stinnets forscherschen Verdiensten rütteln. Insofern ist seine Hartnäckigkeit bewundernswert.

Ich picke noch ein paar Leckerbissen heraus. Der Plan für die Falle war bereits ein gutes Jahr früher, im Oktober 1940, von dem Kapitän und Nachrichtenoffizier Arthur H. McCollum in einer streng geheimen Denkschrift umrissen worden. Als Stinnet dieses »Memo« 1998 dem inzwischen betagten Funkaufklärungsoffizier Homer Kisner unterbreitete, habe dieser mit »ungläubiger Empörung« reagiert. Kein Mensch in der Marine würde es übers Herz bringen, Kriegsschiffe und Seeleute vorsätzlich einer Gefahr auszusetzen. »Hätte ich von diesem Plan gewusst, ich wäre direkt zu Admiral Kimmel gegangen und hätte ihn gewarnt.« (S. 99) Aber eben dies wurde bis zur letzten Minute verhindert. Stützpunktchef Kimmel wurde deshalb in der Tat von dem japanischen Angriff »überrascht«. Man hatte die eigene Abwehr ausgehebelt, wie es offensichtlich 2001 neuaufgelegt worden ist, nur diesmal in der Luft.

Ein Gegenstück zu Kisner war der Funkaufklärungsoffizier Joseph Rochefort, eine echte Charakterruine. Nach Kriegsende habe er befunden: »Es war ein recht billiger Preis, den wir für die Einmütigkeit der Nation bezahlen mussten.« Zufällig hatte Rochefort, ein bedeutender Mitverschwörer, aufgrund seiner »Überarbeitung« am 6. Dezember für das Wochenende des Angriffs (7. Dezember morgens) freigenommen. Sein Haus habe rund 16 Kilometer vom Stützpunkt entfernt in den Hügeln von Honolulu gelegen (S. 323 + 352). Jedenfalls ging McCollums »genialer« Plan auf. Der Kongreß erklärte bei nur einer Gegenstimme schon am Montag dem 8. Dezember, die Staaten befänden sich mit Japan im Kriegszustand. Drei Tage später wurde das auf Deutschland und Italien ausgeweitet. Die Gegenstimme kam von der Abgeordneten Jeannette Rankin (1880–1973), einer Farmers- und Lehrerstochter aus Montana, dazu Biologin und Sozialarbeiterin, bekannte Frauenrechtlerin und Friedenskämpferin. Sie hatte bereits 1917 gegen den Kriegseintritt gestimmt (S. 405), mit 56 anderen. Noch 1968 soll sie mit einigen tausend Frauen gegen den Vietnamkrieg demonstriert haben. Dort, in Indochina, landeten die Yankees (1964) mit der Falle des angeblichen Überfalls des Vietcongs in der Tonkin-Bucht einen weiteren Erfolg. Aber sie verloren diesen abscheulichen Krieg trotz erheblicher Übermacht. Und erfreulicherweise sieht inzwischen alles danach aus, daß sie endlich dem Untergang geweiht sind. Die nordamerikanischen FallenstellerInnen, meine ich.

∞ Verfaßt 2019

* Robert B. Stinnett, *Pearl Harbor*, USA 2000, deutsche Ausgabe Ffm 2003

** Zu diesen siehe gleich nachfolgend Randolph Bourne sowie im *RUD*-Heft 6 → Widerstand, Maquis

Um verkrüppelte Menschen zu bedauern, muß man nicht unbedingt den Göttinger Professor Lichtenberg kennen. **Randolph Bourne** tut's auch. Ich fürchte allerdings, Sie haben noch nie von dem ähnlich kleinwüchsigen linken US-Essayisten (1886–1918) gehört. Er hatte wegen Wirbelsäulen-Tuberkulose von Kind auf unter einem entstellten Gesicht und einem Buckel zu leiden. Er maß lediglich fünf Fuß, um 1 Meter 50. Auch sonst war seine Kindheit kein Deckchensticken.* Der Vater verarmte und tauchte unter. Der verkrüppelte Sprößling konnte jedoch Klavier erlernen und nutzte dies zum Broterwerb. Max Eastman, der Redakteur der *Masses*, schrieb sogar, Bournes Pianovortrag habe einem Tränen sowohl der Freude wie des Mitleids in die Augen getrieben.**

Schon während eines Studiums an der Columbia-Universität in NYC schrieb Bourne für mehr oder weniger linke Blätter. 1913/14 unternahm er eine Europareise. Er brach sie ab – wegen Kriegsausbruch. Präsident Wilsons Friedens-Tiraden empfand er als Heuchelei. Bourne vertrat kosmopolitische und antimilitaristische Standpunkte, wies auf die Symbiose von Aufrüstung und Staat hin und warnte folgerichtig auch vor dem Kriegseintritt (1917) der USA. Was Wunder, wenn er selbst von liberalen und linken Blättern zunehmend geschnitten wurde. Kaum hatte er das Kriegsende begrüßt, raffte ihn, 32 Jahre jung, angeblich die gewaltige Welle der sogenannten Spanischen Grippe dahin. Ich kann es kaum überprüfen.

In der Belletristik schätzte Bourne die Romane Sinclairs und Dreisers. Sein Aufsatz über Freundschaft von 1912 liest sich gut***, doch die wahrscheinlichen Erschwernisse des Krüppels lassen sich hinter diesem wohlgesetzten Lobpreis der Freundschaft nur schwer vermuten, von Liebschaft ganz zu schweigen. Davon erfährt man in allen Internet-Quellen buchstäblich nichts. Möglicherweise würde man in einer Biografie fündig, die Bruce Clayton 1984 unter dem Titel *Forgotten Prophet: The Life of Randolph Bourne* veröffentlichte.

Da sich die Mär von der Friedensbringerin USA nach wie vor peinlich gut hält, will ich mir noch einen knappen historischen Abriß gestatten. In Wahrheit war die USA von Gründung an (um 1780) eine rücksichtslos ausbeuterisch und eroberungswillig gestimmte Nation. Das bekamen die Briten und Franzosen, dann vor allem die IndianerInnen und die schwarzen Sklaven zu spüren. 1845 stand das US-Militär bereits vor Mexiko; es ging um Texas, das von den Vereinigten Staaten einkassiert worden war. Im Ergebnis schoben diese ihr Territorium bis zur Pazifikküste vor. Befördert von »innerer Festigung«, wozu es (um 1860) eines blutigen Bürgerkrieges bedurfte, streckten sie dann ihre Finger auch gen Alaska, über den Pazifik und in die Karibik aus (Hawai, Kuba). Spanisch-Amerikanischer (1898) und Philippinisch-Amerikanischer Krieg (Sieg 1902) brachten der USA eine

Vormachtstellung in der Karibik und geradezu ein deftiges Kolonialreich im Pazifik ein. Hunderttausende an Leichen, dazu an Vertriebenen und Gedeimütigten pflasterten ihren Weg. Die einzige Rücksichtnahme, die sie für geboten hielt, war die Zurhilfenahme höflicher Kriegsvorwände (Februar 1898 Explosion der *USS Maine* vor Havanna) und abgründtiefer Scheinheiligkeit. Laut *Brockhaus* (Band 23 von 1994, S. 176–79) verkündete die sogenannte »Monroedoktrin« von 1823 »die Überzeugung von der 'offenbaren Bestimmung' der USA, ihr freiheitlich-demokratisches System über den ganzen nördlichen Kontinent auszudehnen«, und um 1900 strebte sie bereits »einen Platz unter den Weltmächten« an. Gott wollte es so. Aber es war keine himmlisch-irdische Vetternwirtschaft, keine Begünstigung des Lieblingskindes Gottes; es geschah der Ausbreitung der Demokratie zuliebe. 1902 marschierte die USA in Venezuela ein, 1904 riß sie sich die Kanalzone in Panama unter den Nagel. »Zahlreiche Interventionen in Lateinamerika« folgten.

Im Lichte dieser Linie, Agitprop-Muster eingeschlossen, muß man auch den Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg sehen, vor dem nicht nur Bourne warnte. Dieser Schritt konnte 1917 erst nach Überwindung großer Widerstände in der eigenen Bevölkerung erfolgen. Präsident Woodrow Wilson gab ihn selbstverständlich als »Kreuzzug für die Demokratie« aus. Seine PR-Leute stellten das kaiserliche Deutschland gerade so als preußisches Untier hin, wie man später – und bekanntlich bis zur Stunde – den roten russischen Bären an die Wand malte. Aber selbst *Brockhaus* räumt ein, daß dahinter nicht nur »missionarisches Denken mit universalem Anspruch« stand. Vielmehr sei es auch um enorme Rüstungslieferungen an die Alliierten und die Absicherung der dafür von der USA gewährten Kredite sowie um die Einsicht gegangen, ohne Kriegsteilnahme käme die USA bei einer günstigen Gestaltung der weltweiten »Friedensordnung«, also beim Wettlauf der imperialistischen Mächte, entschieden zu kurz. Damit kam auch noch die Gesundung verschiedener US-Konzerne an der Ausrüstung der eigenen, in Übersee kämpfenden Truppen hinzu. Das ganze Moralin-Gesäusel der gewinnsüchtigen und machthungrigen KriegstreiberInnen kann man getrost in die Schuhwichsdosen ihrer Soldaten stecken, immer und überall. Ich erinnere nur an den Überfall auf Jugoslawien von 1999 und an die angebliche, mit riesigen Dollar-Beträgen geschmierte »Revolution« von 2014 in Kiew.

Selbstverständlich lief es im Zweiten Weltkrieg grundsätzlich ganz genauso. Wie Albert Norden darlegt und auch belegt****, halfen die USA bereits in der Weimarer Zeit nach Kräften, das mißratene und böß gestolperte Deutschland wieder aufzurüsten – vor allem gegen jenen roten russischen Bären, der ein riesiges Reich bewohnte. Die Yankees sahen in den postmodernen Germanen stets den vorzüglichsten Rammbock gegen Moskau. Damals waren angelsächsische Konzerne genauso an der Mästung Francos wie an der

Mästung Hitlers beteiligt. Selbst in den berüchtigten faschistisch geprägten Frankfurter Firmen *IG Farben* und *Metall AG* hatten sie beträchtlichen finanziellen und personellen Einfluß. Hitlers Raubzug gen Wien, Prag und Warschau ließen sie (heimlich) gern geschehen, diente es doch der Umklammerung und Erwürgung jenes verhaßten Bären. Erst als die Faschisten im Osten versagten und im Westen nicht weichen wollten, ging es diesen selber ans Fell. Im Juni 1944 landeten die Alliierten in der Normandie. Somit sind kriegsgeile Völker beziehungsweise Regierungen immer ein doppelt gutes Geschäft. Man pöppelt sie zunächst emsig für den Krieg auf, um ihnen dann, im Interesse des Friedens, umso wirkungsvoller in den Arm fallen zu können. Die Angelsachsen triumphieren über die faschistische Schweineherde! Ein fetter Happen und ein gewaltiger PR-Erfolg. Die eisernen Antikommunisten Adenauer und Schumacher gabs noch als Nachtisch dazu. Inzwischen arbeiten etliche HistorikerInnen fleißig daran, den gewaltigen Blutzoll der Sowjetunion als Glas Tomatensaft hinzustellen.

∞ Verfaßt um 2015

* Jeff Riggensbach, »The Brilliance of Randolph Bourne«, 27. Mai 2011: <https://mises.org/library/brilliance-randolph-bourne>

** John Simkin für *Spartacus Educational*, 1997: <https://spartacus-educational.com/USABourne.htm>

*** <https://monadnock.net/bourne/friendship.html>

**** Albert Norden, *So werden Kriege gemacht!*, erweiterte, 4. Auflage Ostberlin 1968

•

Die Yankees und ihre Geschenke Sie bewohnen einen erst um 1800 errichteten Staat, von dem es nach dem vielbeschworenen »Ende der Geschichte« sehr wahrscheinlich heißen wird, er habe dasselbe an vorderster Stelle mit herbeigeführt.

Leider hat sich die ursprüngliche abfällige Bedeutung des Spitznamens – den die abtrünnigen Südstaatler im sogenannten Sezessionskrieg (bis 1865) den Nordstaatlern verpaßten – nicht erhalten. Deshalb nannten sich später sogar populäre Sportclubs *Yankees*. Allen Yankees gemeinsam ist ein großer Betätigungsdrang. Deshalb haben sie seit ihrem bewundernswerten Abfall (keine »Sezession«!) vom Mutterland Großbritannien schon ungefähr 70 Vietnamkriege angezettelt. »Die Leute hier scheinen nicht schlafen zu können, wenn sie nicht anderen Menschen den Schlaf verderben«, knirschte der New Yorker Erwin Chargaff, Biochemiker und Essayist, im Mai 1999 in der *FAZ*. Die Nato hatte soeben Jugoslawien überfallen. Altjüngsozialist Gerhard Schröder war dabei, weil ein

Abfall der Provinz Kosovo voll auf der Linie des Selbstbestimmungsrechtes – der Westlichen Tauschwertgemeinschaft lag.

Aus Tim Weiners *CIA*-Geschichte geht unzweifelhaft hervor, daß die als Botschafter, Wissenschaftler und Geschäftsfreunde getarnten Tugendwächter der Freiheit das gähnende Loch nach der Auflösung der Sowjetunion vordringlich deshalb mit dem Gespenst des »Terrorismus« stopften, weil sie sonst keine Existenzberechtigung mehr besessen hätten. Auf den Gedanken, einmal ein Leben *ohne* Feinde auszuprobieren, würde ein waschechter Yankee niemals kommen. Aber man weiß es, die schnieke Regierung Schröder/Fischer empfand jede Kritik an diesen besessenen Revolverhelden als »Antiamerikanismus«. Wer NordamerikanerInnen pauschal verschiedener Ferkeleien bezichtige, sei ein Schwein. Also war auch der Yankee Ambrose Bierce ein Schwein, der in seinem 1906/1911 veröffentlichten *Wörterbuch des Teufels* das Stichwort »In der Fremde« mit dem Satz definierte: »Ein Franzose in der Fremde sein heißt leiden; ein Amerikaner in der Fremde sein heißt, andere leiden machen.«

Wie selbstverständlich jedem vernunftbegabten Menschen klar ist, finden sich in jedem Schafstall auch ein paar schwarze, rote oder ungewaschene Schafe, die sich genug darüber grämen, von einem scheinheiligen Pack umzingelt zu sein, dem der Colt recht locker sitzt. Überschlägt man allein die Zahl der Justizmorde in den USA, wird einem angst und bange. Der geistesgestörte enttäuschte Wahlhelfer Charles J. Guiteau, der 1881 auf Präsident Garfield schoß, war nicht das erste Opfer. Fünf Jahre später hängte man »Anarchisten« einen Bombenanschlag auf dem Chicagoer *Haymarket-Square* an – und knüpfte Viere von ihnen trotz weltweiter Proteste auf. Ähnlich bekannt wurden die Fälle Sacco/Vanzetti (1927) und der »Kommunisten« Ethel & Julius Rosenberg (1953). Prangert Bierce, wie erwähnt, das Treiben der Yankees in Übersee an, darf man nicht glauben, die damalige US-Heimatfront sei ein Sandkasten demokratischen Geplänkels gewesen. Diesen Glauben zerstört, nebenbei bemerkt, die lebenslänglich verfolgte anarchistisch gestimmte US-Bürgerin Emma Goldman (1869–1940) in ihren Erinnerungen *Living My Life* ziemlich gründlich, dazu unterhaltsam.*

Die randständigen Schafe, die noch ungeschoren blieben, haben offensichtlich nichts zu bestellen. Sonst wäre es unerklärlich, daß die Yankees neulich mit Barack Obama schon wieder auf einen John F. Kennedy hereingefallen sind. »Das Volk kann mit oder ohne Stimmrecht immer dazu gebracht werden, den Befehlen der Führer zu folgen. Das ist ganz einfach. Man braucht nichts zu tun, als dem Volk zu sagen, es würde angegriffen, und den Pazifisten ihren Mangel an Patriotismus vorzuwerfen und zu behaupten, sie brächten das Land in Gefahr. Diese Methode funktioniert in jedem Land.« Der Ratschlag kam von

Hermann Göring. Der Psychologe und Übersetzer Gustave M. Gilbert, ein US-Bürger, zitiert ihn in seinem *Nürnberger Tagebuch* von 1947. Gilberts Landsleute beherzigten ihn – zum Beispiel im Oktober 1962 just unter J. F. Kennedy, der ernsthaft erwog, als Antwort auf die im Gang befindliche Stationierung von sowjetischen nuklearen Raketen auf Kuba einen Atomkrieg zu riskieren. Nur mühsam, wie sich bei Weiner nachlesen läßt, konnten ihn seine BeraterInnen davon überzeugen, bei dem Phänomen der seit Jahren in der Türkei stationierten, auf die UdSSR gerichteten nuklearen Raketen handle es sich nicht um eine Fata Morgana. Schließlich ließ er sich dazu herbei Chruschtschows Vorschlag anzunehmen, *beide* Raketenbasen abzubauen und die Krise damit beizulegen – vorausgesetzt allerdings, der Öffentlichkeit werde diese tauschende Lösung verheimlicht. Nicht eingestellt wurden die von Kennedy ausdrücklich gebilligten endlosen Versuche, Fidel Castro zu ermorden. 46 Jahre später stationieren die Yankees Raketen in Polen. Die westliche Welt nimmt gelangweilt zur Kenntnis, daß die Russen darin nicht gerade eine Liebesbezeugung erblicken. Im Oktober 2009 stimmen die nun von Obama geführten USA zum achtzehnten Mal in Folge gegen die Aufhebung der verheerenden Blockade Cubas – lediglich im Verein mit ihrem Busenfreund Israel und dem Zwergstaat Palau, bei 187 Gegenstimmen.

Zu den randständigen nordamerikanischen Schafen zählt Robert Bowman, der als Kampfpilot der US-Streitkräfte während des Vietnamkrieges selbst Tod und Vernichtung vom Himmel schickte und später als Bischof der *Vereinigten Katholischen Kirche* in Melbourne Beach, Florida, wirkte. Im März 2003 schrieb er in einem Offenen Brief an Bush: »Anstatt unsere Söhne und Töchter durch die ganze Welt zu schicken, um Araber zu töten, damit wir das Erdöl unter ihren Wüsten ausbeuten können, sollten wir sie dorthin schicken, um deren Infrastruktur aufzubauen, sie mit Trinkwasser zu versorgen und die ausgehungerten Kinder zu ernähren ... Statt Rebellion, Destabilisierung und Mord zu unterstützen, sollten wir die CIA auflösen und das dafür verschwendete Geld Hilfsorganisationen zukommen lassen ... Zusammengefaßt heißt das: Wir sollten gut statt böse sein. Wer würde uns dann hassen? Wer wollte uns dann bombardieren? Dies ist die Wahrheit, Herr Präsident. Und es ist nötig, daß das amerikanische Volk sie hört.«

Offenbar möchte es die Wahrheit aber weder hören noch sehen. Als US-Außenminister Colin Powell einen Monat vorher daranschritt, die Entfesselung des jüngsten Irakkrieges mit einer Lügenstunde im Gebäude der Vereinten Nationen zu befördern, war die Kopie von Picassos *Guernica*-Gemälde in der Eingangshalle vorsorglich mit einer großen Stoffbahn verhängt. Laut *FAZ* erläuterte ein Diplomat, wenn über Krieg geredet

werde, stellten Picassos schreiende Frauen, Kinder und Tiere »keinen angemessenen Hintergrund« dar. Welches Novum in der Kunstgeschichte!

An dieser Stelle sollte man vielleicht an das bis heute einzigartige Schwerverbrechen von Hiroshima und Nagasaki erinnern. Zu den wenigen weißen Schafen, die damals öffentlich ihr Entsetzen bekundeten, gehörte der vermonter Schriftsteller und ökologisch orientierte Farmer Scott Nearing. Er schrieb noch am 6. August 1945, dem Tag des Bombenabwurfs über Hiroshima, an Präsidenten Harry S. Truman, dessen Regierung sei nicht mehr die seine. Inzwischen ist die Rechtfertigung der staatstreuen Schafe, beide Abwürfe seien unumgänglich gewesen, um die Schwerverbrechen der Achsenmächte zu unterbinden oder abzukürzen, klar als Lüge entlarvt. Die Faschisten waren bereits geschlagen. Seit der Eroberung von Straßburg im November 1944 wußten die Yankees zudem genau, daß Deutschland zum Bau der Atombombe außerstande war. Das hat Jost Herbig schon 1976 belegt. Es ging ihnen jetzt »nur« noch darum, die Sowjets einzuschüchtern, aber vor allem dem mit vielen Milliarden von Dollars angelegten »Sachzwang« der nordamerikanischen Atomforschung und Atomindustrie zu gehorchen. Man wollte nicht mehr zurück. Man wollte sich selbst, der ganzen Welt und wahrscheinlich auch dem lieben Gott beweisen: *es geht*. Man kann mit zwei Bomben, die auf einen Lastwagen passen, ganze dichtbesiedelte Landstriche zertrümmern und nachhaltig verseuchen. Allein die Zahl der Todesopfer der Aktion wird auf 500.000 geschätzt.

Etwas weniger offensichtlich verhält es sich mit dem Anschlag auf die New Yorker Twintowers und das Washingtoner Pentagon vom 11. September 2001, der dafür ungleich berühmter, jedenfalls gegenwärtiger ist. Eine positive Nebenwirkung weiß ich schon zu nennen: er dämpft meine Lebensmüdigkeit Jahr um Jahr, konnte doch bis heute nicht aufgedeckt werden, wer hinter dem Blutbad steckte. Ich wüßte es noch zu gern, bevor ich den Löffel abgebe. Zwar behaupten die Yankees, sie hätten die beiden wichtigsten Drahtzieher bereits 2004 gefangen; sie hüten sich jedoch, ein öffentliches Gerichtsverfahren einzuleiten. Der Prozeß über den Reichstagsbrand verlief schon mißlich genug.

Für die Yankees dagegen bestand der positive *Nebeneffekt* des Anschlages darin, den 11. September 1973 in Vergessenheit geraten zu lassen: Sturz und Ermordung des gewählten chilenischen Präsidenten Salvador Allende, der ein sozialistisches Programm verfolgt hatte. Die Angaben über die Zahl der Todesopfer dieses Putsches, der General Pinochet an die Macht brachte, schwanken zwischen 5.000 und (durch *Amnesty International*) 30.000. Dies wären 10 mal so viel wie in New York. In den USA sind selbstverständlich auch die Drahtzieher des Putsches zu suchen – voran »Sicherheitsberater« Henry A. Kissinger, der unter anderem deshalb später den sogenannten Friedens-

nobelpreis bekam. Die Verwicklung in das vorausgegangene Mordkomplott gegen den Allendetreuen General René Schneider wurde sogar im November 1975 in einem Report des US-Senats offiziell festgestellt.

Wes Geistes Kind die Yankees sind – nämlich von Rothautjägern, Goldgräbern, Fallenstellern und Sklavenhändlern – leuchtete 1988 aus einem selbstgefälligen Geständnis eines Kissinger-Nachfolgers hervor. Zbigniew Brzezinski sagte im Gespräch mit *Nouvel Observateur*, die Politik seines Chefs Präsident Carter im Sommer 1979 sei es gewesen, die Sowjets mit Hilfe der CIA »in die afghanische Falle tappen« zu lassen, was er auch keineswegs bereue. Diese Falle führte zu über zwei Millionen Toten in der afghanischen Bevölkerung, sechs Millionen Exilanten und 20.000 Toten unter den sowjetischen Truppen, die im Dezember 1979 einmarschiert waren. Der nach 9/11 von den Yankees losgetretene »Kampf gegen den Terror« wird diese Zahlen noch weit übersteigen. Der traurige Witz dabei: er gilt, wieder einmal und in allen Winkeln der Welt, »Schurken«, die man ehemals selber aufgepäppelt hat. Den Kampf der *Taliban* gegen die Sowjets hatte die CIA mit durchschnittlich 500 Millionen Dollar pro Jahr gefördert. Die davon erworbenen Waffen wurden zu keinem geringen Teil vom verbündeten *Warlord* Gulbuddin Hekmatjar gehortet – er sah es klar voraus, die Verbündeten würden kommen. Weiner in seinem 2007 veröffentlichten Buch: »Als ich ein paar Jahre später mit Hekmatjar in Afghanistan zusammentraf, gelobte er feierlich, er werde ein islamisches Gemeinwesen errichten; wenn das eine Million weiterer Leben koste, dann sei das nicht zu ändern. Zur Zeit der Niederschrift dieses Buches wird er immer noch von der CIA in Afghanistan gejagt, wo er und seine Kampfgruppen Soldaten Amerikas und der amerikanischen Verbündeten umbringen.«

Am 18. Januar 1918 hatte Woodrow Wilson, einer der vielen vorbildlichen Vorgänger Carters, in seinen zumindest unter Historikern berühmten »Vierzehn Punkten« die Abrüstung *aller* kriegführenden Staaten gefordert. Er dachte natürlich nicht im Traum daran, mit gutem Beispiel voranzugehen. Seitdem waren die USA auch in rhetorischer Hinsicht unschlagbar.

10 Jahre später setzte der Österreicher Erwin Chargaff erstmals seinen Fuß auf nordamerikanischen Boden. Aus beruflichen und politischen Gründen machte er die USA sogar zu seiner Wahlheimat. Wahrscheinlich hätte ihn die postmoderne »Mangelkrankheit Amerikanisierung« früher oder später auch überall sonst erwischt. Der Ausdruck stammt aus dem Kapitel »Europa« seines 1989 erschienenen Buches *Alphabetische Anschläge*. Neben jenem Betätigungsdrang, den ich schon eingangs erwähnte, bescheinigt Chargaff seinem Gastgeberland einen »dauernden Starrkrampf von Reklamelärm, Unbeteiligtheit,

Geschichtslosigkeit und Anpassungsdruck«. Die allen Yankees gemeinsame Sprache habe zu diesem Krankheitsbild nicht unerheblich beigetragen. »Amerika leidet schwer darunter, daß eine verarmte Sprache für so viele Menschen reichen muß.« Dagegen wirft Chargaff zugunsten Europas solche für mich fragwürdige Gestalten wie den Heiligen Augustinus und Pascal in die Waagschale und stellt fest: »Fast alle großen Europäer sind in Amerika undenkbar. Allerdings sind sie es auch im heutigen Europa.« Na, gottseidank.

∞ Verfaßt 2012

* Emma Goldman: Deutsche Neuausgabe (*Gelebtes Leben*) Hamburg 2010

•

Den deutschen Schriftsteller Leonhard Frank behandelt *Brockhaus* pflichtgemäß. Dagegen fällt der jüdische Unternehmer **Leo Frank** (1884–1915) aus den USA, wo der Namensvetter einen guten Teil seines Exils verbrachte, unter den Redaktionstisch. Dieser Frank wurde Justiz- und Lynchopfer mit 31 Jahren. Der US-Staat Georgia, der heute nur noch ganz allgemein die Todesstrafe (für jeden) hochhält, war um 1900 eine Hochburg des Antisemitismus – und Leo Frank bekam es zu spüren. Der schlanke, gutaussehende, auf Fotos verträumt wirkende Ingenieur betrieb in Atlanta eine Bleistiftfabrik. Im April 1913 fand man im Keller dieser Fabrik Franks Maschinenarbeiterin Mary Phagan: die erst 13 Jahre alte Tochter eines armen Farmers war tot. Daraufhin wurde der Fabrikdirektor nicht etwa wegen Kinderarbeit, vielmehr wegen Mordes (durch erdrosseln) angeklagt und aufgrund angeblicher Indizien auch im August 1913 zum Tode verurteilt. Das erinnerte besonnene BeobachterInnen an die Dreyfus-Affäre, also an einen krassen Fall von Klassen- beziehungsweise Rassenjustiz, zumal die Ermittlungen von einer üblen »Berichterstattung« begleitet waren, die nach Judenblut düsterte. Danach war es in Franks Fabrik unter anderem zu Orgien gekommen, einmal davon abgesehen, daß er sein Opfer sicherlich auch geschändet hatte. Bemerkenswerterweise hatte seine Frau Lucille allem Schmutz zum Trotz von Anfang an zu ihm gehalten. Sie starb 1957 von seiner Unschuld überzeugt.

Wenige Wochen nach der Urteilsverkündung tauchen allerdings Hinweise auf, die Frank entlasten. Schließlich kommt Georgias Gouverneur John M. Slaton zu der Überzeugung, der Fabrikant sei unschuldig, und wandelt die Todesstrafe im Juni 1915 einstweilen in Lebenslange Haft um. Daraufhin ziehen sofort Hunderte gutgekleideter BürgerInnen vor Slatons Haus, um gegen diese Korrektur zu meutern. Slaton muß sogar Truppen einsetzen.* Aber es kommt noch weitaus dicker. Im August dringen zwei Dutzend Bewaffnete, die sich *The Knights of Mary Phagan* nennen, die »Ritter« der Ermordeten

also, ins Gefängnis ein, entführen den 31jährigen Häftling und hängen ihn bei Marietta, der Heimat der Ermordeten, in einen sorgsam ausgewählten Baum. Das Pressefoto, das den Gelynchten anderntags auf alle Frühstückstische bringt, wird bejubelt. Jeder kennt den einen oder anderen Ritter – und hütet sich ihn zu tadeln.

1986 gestand die Behörde *Georgia State Board of Pardons and Paroles* das Versagen der Justiz im Fall Frank ein.* 2000 veröffentlichte Bibliothekar Stephen Goldfarb aus Atlanta im Internet eine Liste mit Namen der Entführer oder Mörder von Frank, die von hohen Politikern und Juristen wimmelt. Etliche von ihnen zieren bis heute Straßenschilder oder Tafeln von Schulen und anderen pädagogischen Einrichtungen. Als wahrscheinlichster Mörder Mary Phagans gilt nach wie vor** der schwarze Hausmeister der Fabrik Jim Conley, der sich im Verfahren mit Anschuldigungen gegen seinen Chef hervorgetan hatte. Aber gegen die damals am Kesseltreiben gegen Frank beteiligten Zeitungsverleger war er ein kleiner Fisch.

∞ Verfaßt 2024

* Leonard Dinnerstein, <https://www.georgiaencyclopedia.org/articles/history-archaeology/leo-frank-case>, 11. August 2020

** Steve Oney, *And The Dead Shall Rise. The Murder of Mary Phagan and the Lynching of Leo Frank*, New York 2003

•

Zum englischen Dramatiker **Harold Pinter** (1930–2008) befindet *Brockhaus* 1992, sein Werk vermittle »ein Grundgefühl der Bedrohtheit und Existenzangst, dem die Figuren nur prekäre Sicherheiten entgegensetzen haben und das sie in Illusionen und Denkklišees flüchten läßt«. Sicherlich kann ich Pinters »Grundgefühl« nachvollziehen, zumal er es mit vielen tausend anderen Theaterleuten oder Romanschreibern der Weltgeschichte teilt. Mit dieser Gemütsverfassung läuft man als »denkendes Schilfrohr« (Pascal) durch die Gegend, das jederzeit von einer kräftigen Brise geknickt oder fortgeweht werden kann. Remarque etwa hatte um 1950 keine andere Gemütsverfassung. Allerdings sah er nie von den erbärmlichen politischen Verhältnissen ab, in denen sich seine Figuren über Wasser oder gar in Ehren zu halten hatten. Möglicherweise hat Pinter diesen nicht vom Werk abgekoppelten Blick erst 2005 nachgeholt, als er, schon schwerkrank, den Literaturnobelpreis erhielt – und mit einer ausgesprochen mutigen Rede quittierte.* Darin nimmt sich Pinter hauptsächlich des weltweiten Treibens des Weltpolizisten USA an. Er läßt es nicht an Beispielen fehlen, von denen viele wenig später auch in Tim Weiners *CIA-Geschichte* zu

lesen waren. Trotzdem erhob sich ein Sturm der Entrüstung über primitiven Antiamerikanismus, der so schnell nicht verebbte. Bei aller Prominenz, diesmal hatte sich Pinter doch zuviel herausgenommen. »Ich behaupte, die Vereinigten Staaten ziehen die größte Show der Welt ab, ganz ohne Zweifel. Brutal, gleichgültig, verächtlich und skrupellos, aber auch ausgesprochen clever.« Das war Gotteslästerung. Und wer es heute Außenministerin Baerbock zurief, würde im Handumdrehen aus dem Saal entfernt und um seine Personalien gebeten.

∞ Verfaßt 2023

* <https://www.nobelprize.org/prizes/literature/2005/pinter/25626-harold-pinter-nobelvorlesung/>

•

Ein Kämpfer wie **Allen L. Pope** (1928–2020) hätte Baerbock jede Wette gefallen. Aber er kommt im *Brockhaus* nicht vor. Allmählich beschleicht mich ohnehin der Verdacht, diesem Universallexikon lägen positive Figuren und Verhältnisse ungleich mehr am Herzen als negative. Damit unterstreicht es den Rüffel, den mir einmal eine Mitkommunardin wegen meiner Schwarzseherei erteilte. Das Leben sei doch auch schön! schimpfte sie. Eben diesem ästhetischen Eindruck von der Welt möchte auch das Universallexikon dienen.

Vor Pope brauche ich wenigstens keine Angst mehr zu haben, ist er doch unlängst endlich, mit 91 Jahren, verstorben. »Es macht mir Spaß, Kommunisten zu killen«, habe er dem Buchautor* noch 2005 versichert. »Ich habe gern Kommunisten gekillt, egal, wie ich sie kriegen konnte.« Pope war US-Kampfpilot. Weiner schildert vor allem einen Einsatz bei einem letztlich mißglückten Versuch der *CIA*, das Regime des indonesischen, zu chinafreundlichen Präsidenten Sukarno hinwegzufegen. Das war 1958. Man tarnte die Flieger der *CIA* als einheimische Rebellentruppen, zerbombte einige Landstriche und ließ einige Hundert Zivilisten über die Klinge springen. Dummerweise geriet Pope aber am Morgen des 18. Mai unweit der Hafenstadt Ambon ins Fadenkreuz der indonesischen Flugabwehr. Seine letzten Bomben hätten gerade ein mit mehr als 1.000 Leuten besetztes indonesisches Truppentransportschiff um lediglich knapp 15 Meter verfehlt. Dann wurde er abgeschossen, als verletzter Fallschirmspringer verhaftet und um seine nordamerikanischen Papiere gebeten. Er hatte sie reichlich bei sich. Er bekam ein Todesurteil.

Wie die englische *Wikipedia* bestätigt, hatte sich der junge Killer Pope bereits im Koreakrieg ausgezeichnet, bevor er sich der *CIA* anschloß. Später war er auch noch im Vietnamkrieg aktiv. 2005 zeichnete ihn die französische Regierung wegen dortiger

Versorgungsflüge aus. Was den Fehlschlag in Indonesien angeht, hatte Sukarno den zum Tode verurteilten Pope nach gut vier Jahren Gefangenschaft begnadigt und auf persönliche Fürsprache des US-Justizministers Robert Kennedy hin in die Heimat entlassen. Pope später zu Weiner über den Fehlschlag: »Wir haben Tausende von Kommunisten umgelegt, von denen die Hälfte womöglich nicht einmal wusste, was Kommunismus bedeutete.« Dumm war er also nicht, nur verblendet. Bald darauf wechselten die USA das indonesische Pferd und setzten auf Sieger Sukarno. Der wurde jedoch 1967 von einem noch unerbittlicherem Schlächter »hinweggefegt«: Suharto. Dieser Staatspräsident sorgte dann für Hunderttausende von toten »Kommunisten«, die unter seinem Vorgänger kräftig nachgewachsenen waren. Auch dabei, diese Steigerung anzubahnen, war die CIA also ersichtlich behilflich gewesen. Im folgenden hielten die USA eben dem General Suharto die Stange.

∞ Verfaßt 2024

* Tim Weiner, *CIA-Geschichte*, deutsche Ausgabe 2008, S. 211–13 + 735

•

Der 400-Meter-Hürdenläufer und Pilot **Clifton Cushman** (1938–1966) aus den USA war ein Opfer des Antiamerikanismus, das im *Brockhaus* fehlt. Diesen Kämpfer hat der Vietcong auf dem Gewissen. Nachdem Cushman 1960 in Rom eine olympische Silbermedaille errungen hatte, trat er im folgenden Jahr in die US-Luftwaffe ein. Es war ihm zu wenig, immer nur an 91,44 Zentimeter hohen Hürden zu straucheln. Am 25. September 1966 erhielt Major Cushman, einst Absolvent der University of Kansas in Lawrence, den Auftrag, eine im Norden Vietnams gelegene Eisenbahnbrücke zu bombardieren. Bei diesem Flug wurde sein Jäger abgeschossen. Der 28jährige Major galt zunächst nur als vermißt. Als seine Gattin Carolyn davon hörte, angeblich Musiklehrerin, soll sie laut englischer *Wikipedia* erklärt haben, Cushman laufe da unten gerade das größte Rennen seines Lebens. Es sei so groß, daß man allerdings das Zielband nicht sehe. Cushman sei in ausgezeichneter körperlicher Verfassung. Er habe zudem einen sehr tiefen Glauben an Gott. »Welche bessere Kombination könnte es geben?« Die mit seiner Gattin vielleicht. Einen Sohn, geboren 1965, hatte Cushman auch noch. Colin Cushman soll immerhin kein Militär, vielmehr Musiker geworden sein.

Dem epochalen Schwerverbrechen *Vietnamkrieg* fielen, neben rund 60.000 ausländischen Soldaten, mehrere Millionen Einheimische zum Opfer. In ähnlicher Höhe wird die Anzahl der Verwundeten, Verstümmelten, Verseuchten geschätzt. Zu den unmittelbaren Todesopfern zählte die 27jährige Ärztin Đặng Thùy Trâm, die es im Juni

1970 auf einem Urwaldpfad erwischte, wohl in einem Feuergefecht. Ein ungehorsamer US-Soldat, Fred Whitehurst mit Namen, rettete jedoch ein Tagebuch der Ärztin. Nachdem es ihm schließlich gelungen war, Trâms Angehörige zu finden und sich mit ihnen zu verständigen, wurde das Tagebuch (2005) veröffentlicht. Übersetzungen ins Englische und Deutsche folgten.* Es wäre interessant zu wissen, ob Cushmans Sohn darin geblättert hat.

∞ Verfaßt 2024

* https://www.vietnam.ttu.edu/resources/tram_diary/